

Leseprobe

Reiner Engelmann
***Der Fotograf von Auschwitz. Das Leben des
Wilhelm Brasse***

cbj, München 2015
ISBN 978-3-446-24018-6

S. 13-19 (Kapitel 1), 28-30 (Kapitel 3),
94-96 (Kapitel 19)



Kapitel 1

31. August 1940

Irgendwann am späten Nachmittag hielt der Zug an. Wie lange war er unterwegs? Drei Stunden? Oder vier? Für Wilhelm Brasse war die Zeit nicht messbar. Die Dauer der Fahrt – für ihn unerträglich lang. Weder er noch einer der anderen wäre freiwillig in diesen Zug gestiegen. Es waren Viehwaggons, in die sie eingepfercht waren. Viehwaggons, wie man sie üblicherweise für solche Transporte wie an diesem Nachmittag benutzte.

Mehr als achtzig Männer drängten sich dicht an dicht in jedem der Waggons. Mehr als achtzig Männer ganz unterschiedlichen Alters.

Es war ein heißer Spätsommertag. Die Luft in den überfüllten und von außen verriegelten Waggons war stickig, Schweißgeruch breitete sich aus und schon bald der Gestank von Urin und Kot, weil es für die Insassen keinen Ort gab, an dem sie sich hätten entleeren können. Es gab überhaupt keine Möglichkeit, sich auch nur von seinem Platz zu entfernen. Eingekeilt standen sie da, einige sackten vor Erschöpfung in die Knie, mussten sich aber schnell wieder aufrappeln oder wurden von den Umstehenden gehalten, um nicht erdrückt und totgetreten zu werden. Keiner war imstande, sich zu be-

wegen oder seine einmal eingenommene Stellung zu verändern.

Mehr noch als der Hunger, dem sie ausgesetzt waren, aber mit dem sie schon umzugehen wussten nach all den Monaten kärglicher Verpflegung im Gefängnis, war es der Durst, der ihnen zusetzte, der sie quälte, der sie auszehrte und viele im Laufe der Fahrt ohnmächtig werden ließ. Einmal hatten sie gehofft, Wasser zu bekommen. Der Zug wurde langsamer. Wie lange waren sie da unterwegs? In dieser Enge und bei dieser Hitze lange genug, um nur noch den Gedanken an Wasser im Kopf zu haben.

Diejenigen, die an den Außenwänden standen, versuchten durch die schmalen Schlitze zu erkennen, wo sie sich befanden. Einige glaubten, es könne sich um den Bahnhof von Krakau handeln. Sicher war sich niemand. Es waren Vermutungen, zusammengesetzt aus dem Wenigen, was durch die Schlitze zu sehen war.

Aber der Zug hielt an. Sie schöpften Hoffnung, nahmen noch einmal all ihre Kraft zusammen, klopfen an die Wände, und riefen, so laut es ihre trockenen Kehlen zuließen, nach Wasser. Sie mussten doch zu hören sein. Ihre Not musste doch irgendjemand da draußen wahrnehmen!

Es war jedoch nur ein kurzer Aufenthalt, und ihr Rufen, ihr Flehen nach Wasser wurden übertönt von Hundegebell und dem Gebrüll von Aufsehern, die weitere Häftlinge vor sich her und in Richtung Zug trieben, um sie auch noch in einen der Waggons zu verfrachten.

Zu der Hitze und dem immer unerträglicher werden-

den Durst gesellte sich nun die Angst. Wohin würde man sie bringen? Was würde mit ihnen geschehen? Würde man sie verlegen, irgendwohin in ein größeres Gefängnis? Sie waren ja schließlich alle Häftlinge, die die letzten Wochen und Monate im Gefängnis von Tarnów oder in dem von Sanok verbracht hatten. Sie waren mehr als vierhundert Männer: politische Gefangene, Juden, Geistliche. Ältere und junge Männer, Familienväter, Söhne. Männer, die leben wollten und sich eine Zukunft wünschten! Jetzt, in dieser Enge des Zuges, in der sie kaum atmen konnten, bestand ihr Leben nur noch aus Gegenwart.

Einer von ihnen war Wilhelm Brasse. Gerade mal dreiundzwanzig Jahre alt. Fotograf hatte er gelernt und diesen Beruf in Katowice im Fotostudio seines Onkels gerne ausgeübt. Er hatte Geld verdient, traf sich in der Freizeit mit Freunden, lud junge Frauen zum Tanzen oder ins Kino ein. Er genoss das Leben, sah aber auch schon erste dunkle Wolken am Horizont aufziehen. Und das nicht erst seit dem Sommer 1939.

Was würde jetzt mit ihm geschehen?

Würde man ihn vor ein Gericht stellen? Das konnte er mit großer Sicherheit ausschließen. Zu oft hatte er in den vergangenen Monaten mitbekommen, dass Häftlinge wahllos aus den Zellen geholt und erschossen wurden. Wilhelm Brasse erinnerte sich an ihre Gesichter, an die Angst, die darin abzulesen war. Aber jetzt wollte er nicht daran denken, nicht in dieser Situation, nicht in dieser Ungewissheit.

Würde man sie in ein Lager bringen? Lager, von denen die Häftlinge gehört hatten, über die aber niemand etwas Ge-

naues wusste. Oder das Gehörte niemand glauben wollte, weil es so unvorstellbar war, dass es einfach nicht wahr sein konnte.

Wilhelm Brasse hatte das Gefühl, dass der Zug in Richtung Westen fuhr. Irgendwann sah er an einem Bahnhof das Schild »Auschwitz«.

Der Zug fuhr auf ein Nebengleis. Die Türen der Waggons wurden aufgerissen. Rechts sah Brasse zwei große Gebäude, eines davon mit Stacheldraht umgeben. An den Ecken waren Wachtürme. Und auf jedem der Wachtürme standen zwei SS-Männer mit Maschinengewehren. Dahinter das Gebäude des polnischen Tabakmonopols von Oświęcim. Diese ersten Bilder prägten sich Wilhelm Brasse ein.

Hier endete die Fahrt. Einige Hundert Meter weiter befand sich das Konzentrationslager. Das Stammlager Auschwitz.

An ihrer Sprache erkannte Brasse, dass die Aufseher Deutsche waren. Deutsche Kapos*. Hier sah er sie zum ersten Mal. Menschen in Häftlingsanzügen. Aber sie verhielten sich nicht wie die Häftlinge, mit denen er in den letzten Monaten seine Zelle teilte. In ihrem Verhalten sah er keinerlei menschliche Züge mehr. Das merkte er schon in den ersten Minuten, als man sie aus den Waggons trieb.

»Los, beeilt euch, ihr dreckigen Schweine« oder »Macht schneller, ihr polnischen Schweine! Los! Los! Los!« Mit solchen und ähnlichen Befehlen wurden die Gefangenen von den Kapos aus den Waggons getrieben. Und dazu wurden sie mit Holzknüppeln geschlagen. Ohne Rücksicht krachten sie auf die Köpfe und Rücken und in die Beine der Häftlinge.

Copyrighted material

»Warum?«

Mit diesem Wort begannen, seit seiner Ankunft in Auschwitz, fast alle Fragen von Wilhelm Brasse.

»Warum werden Menschen hier so gedemütigt?«

»Warum werden sie geschlagen?«

»Warum greift niemand ein?«

»Warum macht man uns hier zu Opfern?«

»Warum haben die Täter offenbar vergessen, dass sie Menschen sind? Aber sind sie es noch? So, wie sie sich verhalten?«

Wilhelm Brasse konnte nicht begreifen, was mit ihm und vor seinen Augen mit den anderen Häftlingen geschah. War dies das Unglaubliche, worüber in Andeutungen geredet wurde, was aber niemand wahrhaben wollte? Hier war es offenbar zur Realität geworden und er, Wilhelm Brasse, war mittendrin.

Wie Vieh wurden sie durch die Straßen in das nahe gelegene Lager getrieben, das Gebrüll und die Schläge begleiteten sie Schritt für Schritt. Über dem Lagertor, durch das sie durch mussten, sah Wilhelm Brasse zum ersten Mal den Schriftzug »Arbeit macht frei«.

Der Weg führte sie über die noch unbefestigte Lagerstraße zum Block 26. Hier befanden sich die Duschräume. Alle neu angekommenen Häftlinge mussten ihre Zivilkleidung, ihre Wäsche, ihre mitgeführten Wertgegenstände, ihre Ausweise und alle Dinge, die sie bei sich trugen, abgeben. Sie durften nur ein Taschentuch und einen Hosengürtel behalten. Die



Eingangstor zum Stammlager Auschwitz, durch das morgens die Häftlinge zu ihren jeweiligen Arbeitseinsätzen geführt wurden. Rechts vor dem Ausgang musste das Lagerorchester Marschmusik spielen und die Gefangenen sollten im Gleichschritt marschieren.

abgelieferten Sachen wurden in die Effektenkammer* geschafft, ohne dass die Häftlinge einen Beleg dafür bekamen. »Kanada« wurde dieser Block genannt, wie Wilhelm Brasse im Laufe seiner Haftzeit erfuhr.

Er hatte, wie auch die anderen Häftlinge, die mit diesem Transport am 31. August 1940 kamen, nur die Sachen dabei, die er am Leib trug. Mehr nicht.

Nach dem Duschen bekam er seine Lagerkleidung. Einen Häftlingsanzug, Unterwäsche, eine Mütze, ein paar Holzpanzertücher, in denen zu laufen er sich erst gewöhnen musste. Und

31. August 1940

Copyrighted material

wie alle anderen bekam er eine Nummer, seine Lagernummer.

»Ich bin kein Brasse mehr«, war der erste Gedanke, der ihm durch den Kopf ging, nachdem er seine Nummer bekam, »ich bin nur noch Häftling Nummer 3444.« Damit sollte er recht behalten.



Copyrighted material

Kapitel 3

Die Begrüßung in Auschwitz

Es war der 1. September 1940, morgens in aller Frühe. Noch vor dem Morgengrauen wurden die Häftlinge, die am Vortag angekommen waren, geweckt. Sie wurden zur Gemeinschafts-toilette gebracht, einem Raum, in dem die Toilettenschüs-seln nebeneinander angebracht waren, ohne Trennwände, ohne Türen, bewacht von einem Kapo. Nach kurzer Zeit, vielleicht zwei Minuten, mussten sie ihre Bedürfnisse erle-digt haben, danach gab es Frühstück, bestehend aus einer dunklen Brühe, von der niemand sagen konnte, ob es Kaffee oder Tee war oder einfach nur mit irgendetwas eingefärbtes lauwarmes Wasser. Dazu etwas Brot.

Anschließend mussten alle zum Morgenappell antreten. Was würde sie jetzt erwarten? Niemand wusste etwas, man ahnte vielleicht, dass jeder zu irgendeiner Arbeit eingeteilt werden würde.

Nachdem sie in Reih und Glied hintereinander angetreten waren, baute sich SS-Hauptsturmführer Karl Fritsch**, der gleichzeitig auch Lagerführer war, vor ihnen auf und hielt eine kurze, nur wenige Sätze umfassende »Begrüßungsrede«, wie Wilhelm Brasse sie bezeichnete, und die er nie verges-sen würde.

»Das hier ist kein Sanatorium«, brüllte Fritzsch den Häftlingen entgegen, »das hier ist ein deutsches Konzentrationslager! Hier überlebt ein Jude zwei Wochen, ein Pfaffe überlebt hier drei Wochen und ein gewöhnlicher Häftling darf hier drei Monate leben!« Fritzsch machte eine kurze Pause, blickte in die Runde, vielleicht um die Wirkung seiner Sätze zu prüfen. Dann hängte er noch einen weiteren Satz an seine Rede an. »Die einzige Möglichkeit, dem Konzentrationslager zu entkommen, ist die durch den Schornstein!«

Angst überkam Wilhelm Brasse und die anderen Häftlinge, sie wollten nicht glauben oder konnten nicht fassen oder wollten nicht wahrhaben, was sie gehört hatten. Sie wussten um die Zahl der Männer, die sich auf dem Appellplatz versammelt hatten. Sie hatten in ihrer kurzen Zeit im Lager noch weitere Häftlinge gesehen, viele waren es, ihre Zahl konnten sie nicht abschätzen. Sollten sie alle sterben? Unvorstellbar! Und was bedeutete der »Weg durch den Schornstein«? Eine Redensart? Ein nur so dahingesagter Satz?

Dieser SS-Hauptscharführer Fritzsch war allerdings kein Mann, der an seinen Aussagen Zweifel aufkommen ließ. Dafür war der Tonfall seiner Rede zu bestimmend.

Einige der Gefangenen, auch Wilhelm Brasse, waren mit ihren Gedanken noch bei der Bedeutung von dem, was sie gerade gehört hatten, als Fritzsch den Befehl herausbrüllte, alle Juden aus dem Transport sollten vortreten.

Was dann geschah, vermochte er kaum zu glauben. Offenbar wollte der SS-Hauptsturmführer seinen Worten Taten folgen lassen und seine Macht demonstrieren.

Copyrighted material

Deutsche Kapos, die die ganze Zeit über mit anwesend waren, die dafür sorgten, dass alle in Reih und Glied standen, stürmten mit schweren Holzknüppeln auf die jüdischen Häftlinge zu und schlugen auf sie ein. Die Gefangenen schrien, versuchten den Schlägen zu entkommen, sich mit Händen und Armen zu schützen, so gut es ihnen möglich war. Blut spritzte aus ihren Platzwunden an Kopf und Körper, und die Kapos, im Anblick ihrer Hilflosigkeit, schlugen mit noch mehr Wut und Wucht zu.

Es war ein kurzer Akt, der sich dort abspielte, eine kurze Szene, ein paar Minuten vielleicht, und als Wilhelm Brasse dessen Ende bemerkte, sah er, dass sechs Männer tot auf dem Boden lagen.

Viele der anderen jüdischen Häftlinge wurden in den fünf folgenden Tagen ermordet. Wilhelm Brasse erkannte einige wieder, hatte mitbekommen, wie sie von Kapos geschlagen wurden. Später sah er ihre Leichen.

Copyrighted material

Kapitel 19

Czeslawa Kwoka

Tagelang, ja wochenlang verfolgte Wilhelm Brasse der Anblick dieses Mädchens. Es gab viele Bilder, die ihn beschäftigten, sich in seine Gedanken einnisteten, aber das Bild dieses Mädchens ließ ihn nicht mehr los. Er wusste, dass er seinen Gefühlen für die Menschen, die er fotografieren musste, keinen freien Lauf lassen durfte. Das würde er nicht aushalten.

Am 13. Dezember 1942 wurde Czeslawa Kwoka zusammen mit ihrer Mutter ins Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau eingeliefert. Sie stammten aus einem Dorf im Südosten von Polen.

Czeslawa wurde, wie auch die meisten anderen Häftlinge aus dem KZ Auschwitz-Birkenau, im Erkennungsdienst im Stammlager Auschwitz fotografiert. Eine Frau, ein weiblicher Kapo, brachte eine Gruppe von Mädchen und Frauen zum Fotoatelier. Nacheinander wurden sie mit ihren Nummern aufgerufen, um von Wilhelm Brasse fotografiert zu werden.

Czeslawa verstand nicht, was man ihr sagte, als sie mit ihrer Nummer aufgerufen wurde. Sie verstand die Sprache nicht, denn die Aufseherin sprach deutsch, Czeslawa nur polnisch. Als Czeslawa nicht reagierte, schlug ihr die Aufseherin mit einem Stock mitten ins Gesicht. Tränen misch-

ten sich mit dem Blut, das aus ihren aufgesprungenen Lippen rann.

Wilhelm Brasse schaute sie an. Sie war so jung. Sie war so erschrocken. Sie wirkte so unschuldig.

Bevor er die Fotos machte, gab er Czeslawa die Gelegenheit, die Tränen im Gesicht zu trocknen und das Blut von den Lippen wegzuwischen.

Gerne hätte er mehr für sie getan, aber er konnte sich nicht einmischen. Diese Frau Kapo war sehr streng und er konnte sie nicht einschätzen. Eine falsche Bemerkung hätte er wahrscheinlich mit seinem Leben bezahlen müssen.

Der Stockschlag in Czeslawas Gesicht kam ihm jedoch so vor, als sei er selbst getroffen worden.



Dieses Foto von Czeslawa Kwoka hat Wilhelm Brasse Mitte Dezember 1942 im Erkennungsdienst des Stammlagers Auschwitz aufgenommen.

Czeslawa Kwoka wurde am 12. März 1943 in Auschwitz-Birkenau ermordet, ihre Mutter einige Wochen zuvor.

Copyrighted material

Die tatsächliche Todesursache von Czeslawa Kwoka ist nicht bekannt. Eine natürliche Todesursache ist aber auszuschließen. Zur »Registrierung eines Abgangs«, wie es in der Lagersprache hieß, musste jedoch eine natürliche Todesursache angegeben werden.